

Rosie Naigaga sitzt auf dem schmutzig weißen Schemel, auf ihren Knien wackelt eine dunkelblaue Plastikschaale voller Reis. Eine zarte Frau, ihr Gesicht glatt, die dunklen, kurzen Haare versteckt unter einem hoch aufgetürmten Kopftuch. Geduldig sortiert sie die Körner, gebeugter Rücken, starrer Blick. Körner sind für sie übrig geblieben – statt großer Victoriabarsche wie zu den Zeiten, als ihr Mann noch lebte.

Der Victoriasee im Osten Afrikas ist die Lebensquelle einer gesamten Region. Der zweitgrößte Süßwassersee der Welt mit einer Fläche so groß wie Bayern versorgt über 30 Millionen Menschen an den Ufern der Anrainerstaaten Tansania, Kenia und Uganda. Der See schafft Arbeit in den Großstädten Mwanza, Kisumu oder Entebbe, versorgt zahllose Dörfer und Felder an seinen Ufern mit Wasser und natürlich mit Fisch.

Längst sind auch andere Kontinente auf den Geschmack von Victoriabarsch gekommen. Allein Uganda exportiert jährlich über 18.000 Tonnen des zarten Fleisches nach Europa. Der Verkauf seines Filets nach Deutschland oder Spanien, seiner Schwimmblasen nach Asien ist zu einem globalen Geschäft geworden. Fischfabriken, meist mit chinesischen und indischen Eigentümern, feilschen um das weiße Gold, Tausende Arbeitsplätze für Ugander sind entstanden.

Jeder will verdienen. Aber nicht alle dürfen. Die Bestände des Victoriabarschs sind bedrohlich geschrumpft, strenge Auflagen sollen die Jungfische, und damit das Geschäft, schützen. Früher füllten Barsch und Talapia die Bäuche und Geldbeutel der Anwohner. Heute kontrolliert die Armee auf Lolwe sogar deren Teller. Damit Europas und Asiens Gefrierschränke voll bleiben. 2017 begann ein staatlich verfügbares Fangverbot.

Damals begannen die Patrouillenboote mit den PS-starken Heckmotoren vor Rosie Naigagas Insel Lolwe auf dem Victoriasee die Holzpiroggen der Fischer zu kontrollieren. Wie groß sind die Netze? Wie lang die Boote? Aber vor allem: Fangen sie Victoriabarsch? Wer vor den Kontrollen fliehen wollte, lief Gefahr, von den Kugeln der Armeegewehre erwischt zu werden. Oder sprang in Panik über Bord und ertrank.

Nein, sagt Rosie Naigaga, noch immer Körner sortierend, einen Fischer erschossen habe die Armee länger nicht mehr. Wen die Soldaten heute mit falschen Netzen oder zu vielen Barschen erwische, sagt die Witwe, komme ins Gefängnis.

Aus den drei Schulräumen der Shadrob Junior School hinter Rosie Naigaga schallen die Stimmen der Kinder hinaus in die Hitze, offene Holzbauten, gehalten von rostigen Nägeln und klapprigen Balken, an denen Fledermäuse schlafen. Naigagas zwei jüngste Kinder lernen hier, die drei anderen hat sie zu ihrer Mutter zurück auf das Festland geschickt. Weil es auf Lolwe keine weiterführenden Schulen gibt. Aber vor allem: Damit sie von der Insel wekommen. Alle könnte sie nicht ernähren.

U nser Leben war gut“, erinnert sich die Witwe. „Wir hatten alles, was wir brauchten.“ Sie meint: früher. Vor dem Fangverbot. Als ihr Ehemann Richard jeden Tag, außer sonntags, für einen der Großbesitzer von Booten auf den See fuhr, seinen festen Anteil vom Fang ausgezahlt bekam und einige Victoriabarsche mit nach Hause brachte. Naigaga verkaufte diese anschließend am Fähranleger der Insel und zog mit Tomaten, Salat oder Kleidern zurück in ihr Dorf. Rosie und Richard, das war ein gut funktionierendes Team, ein Paar mit fünf gemeinsamen Kindern.

Heute ist Naigaga 34 Jahre alt und allein mit den beiden Jüngsten. Sie muss sich durchschlagen. Fast täglich hilft sie nun bei der Zubereitung des Schulessens. Wenn sie die Köchin unterstützt, kommt ihr der Direktor beim Schulgeld entgegen. Anders könnte sie die umgerechnet 50 Euro jährlich nicht mehr bezahlen.

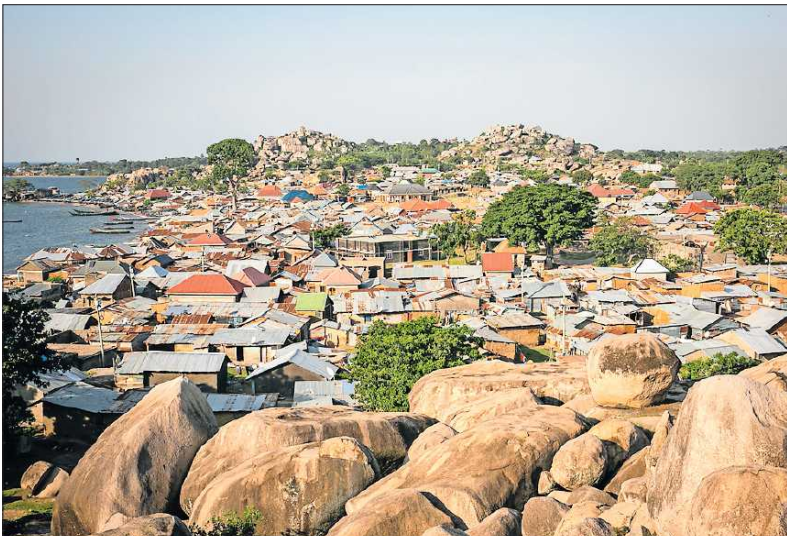
Von der Schule sind es nur wenige Minuten entlang eines ausgetretenen Pfades hinab zum Dorf Gorofa, von hier aus geht sie über die rostrote, planierte Staubpiste bis zum Fähranleger, um von ihrem mageren Lohn, umgerechnet 50 Cent, Kochbananen oder Maniok zu besorgen. Diese Orte bilden die Koordinaten ihres Alltags. Aber sie bilden auch Naigagas Grenzen. Natürlich könnte sie zurück auf das Festland. Weg von hier. Aber sie weiß: „Als Single mag dich jeder. Aber mit fünf

MAGERER FANG
Ashraf Bon hat nur einige wenige Barsche gefangen, früher waren es so viele, dass er pro Ausfahrt stolzes Geld verdiente.

ALLEIN
Rosie Naigaga verlor ihren Mann 2022. Er ertrank im Victoriasee. Rechts: Rosies Heimatdorf Gorofa.

Insel der Witwen

Lolwe im Victoriasee galt früher als das Eiland der Fischer. Sie profitierten vom boomenden Barsch-Export nach Europa und Fernost. Bis der zweitgrößte Süßwassersee der Welt fast leergefischt war. *Eine Reportage von Patrick Witte und Sascha Montag (Fotos)*



Kindern wird es schwer.“ Ein Neuanfang wäre das schon, aber ohne die Unterstützung ihrer Nachbarn und Freunde sinnlos.

Stattdessen bleibt sie also auf Lolwe, wo sie jeden Tag die gleichen Wege geht, immer in der Hoffnung, dass es besser wird. Aber tatsächlich läuft Naigaga auf Treibsand.

Der Todestag ihres Ehemanns liegt schwer in ihrem Gedächtnis, selbst die Uhrzeit weiß sie noch. 22. April 2022, 16 Uhr. Naigaga war wie immer am Fähranleger, eine Freundin tauchte plötzlich auf: Ob sie bitte mit nach Hause kommen könnte? Schweigend gingen sie, 20 Minuten, in denen das mulmige Gefühl im Bauch in den Hals stieg. Als sie die Menschentraube vor ihrem Haus sah, verstummt, mit betretenem Blick, begann Naigaga zu weinen. Niemand musste ihr noch sagen, dass ihr Mann ertrunken sei.

Naigagas trauriges Schicksal gleicht dem vieler Familien der Region. Das „wohl gefährlichste Gewässer der Welt, gemessen an der Zahl der Todesopfer pro Quadratkilometer“ nennt das National Lake Rescue Institute in Uganda den Victoriasee – besonders gegen Abend, wenn die Temperaturen am Land abkühlen, aber das Wasser warm bleibt, entstehen wie aus dem Nichts heftige Stürme, die Boote kentern lassen und bis zu 5000 Menschen in den Wellen begraben – jedes Jahr.

Allein in Naigagas Dorf, so schätzt sie, seien von den eintausend Familien die Hälfte der Ehefrauen mittlerweile verwitwet. Mindestens. Ähnlich sehe

es in den anderen Siedlungen aus, die auf der ganzen Insel hinter den Sandbuchten entstanden sind, von denen die Holzbarken in See stechen. Ob in Gorofa, Kandege oder Kabalira – überall fehlen Ehemänner, Väter, Ernährer.

Nur wenige Häuser auf Lolwe kennen Ziegel und Zement: der Fähranleger, drei Pensionen und das kleine Gesundheitszentrum von Doktor Daniel Ocan. Seit zehn Jahren arbeitet Ocan auf der Insel, mittlerweile als offizieller Inselarzt. Er hat Zahlen. Auch wenn er sie aus dem Einzugsgebiet seiner Klinik ableitet, das auch kleinere Nachbarinseln umfasst, verschafft eine an die Wand geklebte zitronengelbe Pappe einen Überblick: 16.800 Bewohner, 750 Kinder unter fünf Jahren, 3400 Frauen im gebärfähigen Alter, HIV-Rate knapp fünf Prozent – so also der geschätzte Blick in die Demografie.

D och Ocan weiß noch mehr. Er ist das Nadelöhr. Fast jeder Patient erzählt ihm zur Untersuchung seine Geschichte. Ocans Eindruck ist eindeutig: „Das soziale Gefüge bricht immer mehr zusammen“, sagt er. Armut, Gewalt, auch Aids und Teenager-Schwangerschaften nehmen wieder zu. Ocan weiß von immer mehr Männern, die als Fischer auf Lolwe ihre Familien nicht mehr unterstützen können, von Suiziden, weil sie die Raten der Geldverleiher nicht stemmen können. Ehefrauen suchen allein auf anderen Inseln ihr

Glück, Kinder, gerade einmal zwölf, 13 Jahre alt können aus Geldmangel nicht mehr zur Schule gehen. „Vor allem die Töchter fangen an in den Bars zu arbeiten – erst am Tresen, später meist in der Prostitution“, sagt er. Und werden im schlimmsten Fall von Freiern im Streit um Geld erschlagen.

Alle drei Monate, so Ocan, sei mit dem Tod eines Fischers zu rechnen. Fast niemand habe hier richtig schwimmen gelernt. In den Uferböschungen lauern zudem Krokodile und Nilpferde, Schwimmwesten könne sich hier niemand leisten. Wer bei Wellengang in den See falle, sei meist verloren.

Und auch Ocan erinnert sich noch genau an das Jahr, in dem die Zahl der ertrunkenen Fischer auf Lolwe anstieg: 2017, als das Fangverbot kam. Drei Monate Frist habe es gegeben, sagt Ocan. Dann war Fischen auf dem Victoriasee praktisch untersagt, überwacht von Spezialeinheiten der Armee.

Auf anderen Inseln um Lolwe gibt es fruchtbare Böden, Obst und Gemüse. Auf Lolwe kaum. Zu steinig, zu sandig – bei Weitem nicht genug Grund, damit genug Bewohner vom Anbau und Verkauf leben können. „Lolwes Acker ist der See“, sagt Ocan. „Aber die Leute können keine Bauern mehr sein.“

So schwer der Einschnitt durch die staatlichen Auflagen gewesen ist – sie sind notwendig. Die Bestände von Talapia, Sardinen oder Barsch waren Anfang 2017 am Ende. Der rund 69.000 Quadratkilometer große See war quasi

leergefischt. Jahrzehntlang hatte der See das schwimmende Gold im Überfluss vorgehalten, besonders Barsch. Dessen Geschichte begann vor gerade mal sechs Jahrzehnten. Die britischen Kolonialherren hatten den Nilbarsch in den 1960er-Jahren in den See gebracht, 35 Stück sollen es zu Beginn gewesen sein. Ohne natürlich Feinde vermehrte sich der Fisch nahezu ungebremst. Viele andere einheimische Arten starben aus und das ökologische Gleichgewicht des Sees geriet ins Wanken. Eine Geschichte, die der Dokumentarfilm „Darwins Alptraum“ weltweit bekannt machte. Barsche so groß wie Delfine landeten in den Netzen, der Fisch wurde Massenware und vor allem war er auch Essen für die Armen.

B is die Europäer den Nilbarsch vom Victoriasee für sich entdeckten: Seine Omega-3 Fettsäuren sollen gegen Bluthochdruck, Herzinfarkt, selbst gegen Demenz schützen. Und der Lates niloticus wurde zum Exportschlager. Eine teure wie gesunde Delikatesse, die tonnenweise auf den Fischtheken Deutschlands oder der USA landete.

Gutes Geld für die Fischer des Victoriasees. Es galt: volle Kraft voraus. Die engmaschigen Netze holten immer mehr Barsche aus dem Wasser, leider meist bevor diese laichen konnten. Ein wirtschaftliches Desaster für die ganze Region drohte. Rund um den See schloss die Hälfte der 36 Fischfabriken ihre Tore, Tausende Arbeiter wurden entlassen.

Die Regierungen der Anrainerstaaten suchten nach Lösungen. Und Ugandas Präsident Yoweri Museveni fand eben 2017 seine: Nachdem Vorschriften für Mindestfanggrößen vor allem an Korruption und Geldgier scheiterten, entschied die Regierung sich für drastische Gesetze, Vorschriften und vor allem strenge Kontrollen durch die Armee. Bootsgößen und Netzmaschen wurden vorgeschrieben, Steuermarken und Nummernschilder waren Pflicht, Quittungen für Fanggerät mussten vorgezeigt werden, dazu Fanglizenzen.

Um die Vorschriften zu erfüllen, brauchte es vor allem: Geld. Doch die meisten Fischer auf Lolwe haben genau davon zu wenig, die Region gehört zu der ärmsten in Uganda. Wer Glück hatte, konnte wie Naigagas Ehemann bei Bootseignern anheuern.

Ashraf Bon fischt auch heute noch und tut es legal. Vom Bug einer Piroge springt er in die Bucht von Gorofa, seine nackten Füße verschwinden im Wasser. Der letzte Schwung der Fahrt hilft Bon, das Boot ans Ufer zu schieben. Der Mann mit den sehnigen Armen ist 52 Jahre alt. Mehr als die Hälfte seines Lebens hat er auf Lolwe und damit auf dem See verbracht. Auch er teilt seine Zeit auf Lolwe in ein Davor und Danach. „Fisch war immer da, wir holten uns einfach, was wir brauchten, verkauften den Rest“, sagt Bon. Bis zu einer Million Schilling konnte er so verdienen, fast 250 Euro – pro Ausfahrt. „Wir waren frei, unsere Geldbörsen glücklich.“

Heute blickt Bon auf die wenigen Pirogen am Strand, zwischen Plastikflaschen und Netzresten liegen zerfallende Holzboote, wie eingetretene Brustkörbe ragen ihre Planken und Spanten in den Sand. In Bons Boot, zwischen öligen gelben Benzinankistern und eingeholtem Netz, liegt seine Ausbeute von heute: unterarmlange, silberne glänzende Fische, ihre Augen bereits gelb, die Münder offen und bewegungslos: Victoriabarsch. Die ganze Nacht waren sie draußen, gefangen haben er und sein Steuermann aber nur: genau vier. „Nebensaison“, sagt Bon. Bis er wieder mehr Barsche an Land zieht, müssen Dagaa, eine lokale Sardinientart, die Fischer über Wasser halten. Klein wie Finger tümmeln sie sich silbern in ihren Netzen, können aber nur zu einem Fünftel des Geldes verkauft werden, das die Barsche einbringen.

Aus Eimern und Schüsseln schütten die Frauen am Strand die Beute auf riesige Planen, wo die Fische in der Sonne trocknen. Für die Witwe Naigaga sind nur noch die Netze der Fischer interessant. Mit Flickarbeiten verdient sie sich silbern in ihren Netzen, können aber nur zu einem Fünftel des Geldes verkauft werden, das die Barsche einbringen.

Aus Eimern und Schüsseln schütten die Frauen am Strand die Beute auf riesige Planen, wo die Fische in der Sonne trocknen. Für die Witwe Naigaga sind nur noch die Netze der Fischer interessant. Mit Flickarbeiten verdient sie sich silbern in ihren Netzen, können aber nur zu einem Fünftel des Geldes verkauft werden, das die Barsche einbringen.

Rosie Naigaga hofft, dass ihre Kinder Maurer oder Mechaniker werden – wenn sie überhaupt auf der Insel bleiben, Hauptsache, keine Fischer. Denn der Victoriasee ist für Naigaga vor allem eins: ein Grab.